

GELD MACHT GLÜCKLICH – AUSSER IM KINDERBUCH

Wer reich ist, ist arm dran. In kinder- und jugendliterarischen Texten wird gerne eine einfache Gleichung aufgestellt: Leute mit viel Geld haben dafür keine Gefühle, vernachlässigen ihre Kinder und sind nur an oberflächlichem Glück interessiert. Die Gründe dafür sind zwar nachvollziehbar, doch gilt es, auch diese Klischees zu hinterfragen und nach differenzierten Darstellungen zu suchen. VON ELISABETH EGGENBERGER

«Ich habe einen Fernseher und einen CD-Player und ein eigenes Bad, wo das totale Chaos herrscht vor lauter Make-Up und Lipgloss und Cremes und besonderen Seifen. Ich habe einen grossen Schreibtisch, einen Computer und nächsten Monat, wenn ich achtzehn werde, mein verdammtes eigenes Auto. Und ich bin zwar kein verzogenes Gör, nein, aber zur Langeweile verzogen, und ich bin klug genug, zu begreifen, dass all das nichts bedeutet, nur dass meine Eltern reich sind und glauben, ich will diesen Kram oder brauche ihn. Doch was ich wirklich brauche, gibt's nicht in meinem Zimmer. Und man kann es auch in keinem beschissenen Laden kaufen.»

Diese Aussage von Caitlin, die sich in Steven Herricks Jugendroman «Wir beide wussten, es war was passiert» in den Aussteiger und Landstreicher Billy verliebt, könnte stellvertretend für die Schilderung der Reichen in der Kinder- und Jugendliteratur stehen. Unter dem Reichtum der Eltern leiden kindliche und jugendliche ProtagonistInnen. Wohlhabende Menschen mögen viel besitzen, sie sind jedoch weit entfernt von den eigentlich wertvollen Gütern: Freundschaft, Liebe, Wärme, Lachen. Eine Darstellung, die einerseits nachvollziehbar ist, andererseits aber einer Differenzierung entbehrt.

Geld gegen Lachen: ein schlechter Deal

Suchen muss man nicht lange, um in den Kinderbuchklassikern Beispiele zu finden, in denen Armut glorifiziert und Reichtum verdammt wird. Da ist etwa Elisabeth Müllers Schweizer Klassiker «Die sechs Kummerbuben» (1934), wo die arme, jedoch in ihrem Zusammenhalt glückliche Tagelöhnerfamilie dagegen ankämpft, dass ihr «Heimetli» als Ferienresidenz an einen reichen Städter geht. Oder Charles Dickens «Weihnachtsgeschichte» mit dem höchst unsympathischen Mr. Scrooge, der von drei Geistern der Weihnacht darüber aufgeklärt wird, dass Familie und Liebe wichtiger sind als die Jagd nach Geld. Wir erinnern uns auch an Erich Kästners «Pünktchen und Anton» mit dem armen «Prachtserkerl» Anton und der wohlstandsverwahrlosten Pünktchen, deren Mutter als oberflächliches Scheusal geschildert wird.

Und, geradezu ein Paradebeispiel der deutschsprachigen Kinderliteratur zu diesem Thema, James Krüss' «Timm Thaler», der eben neuverfilmt in die Kinos gekommen ist.

Im wahrsten Sinne des Wortes wird in diesem Roman aus dem Jahr 1962 der Reichtum verteufelt: Baron Lefuet ist nicht nur der reichste Mann der Welt, sondern gleichzeitig auch der Teufel persönlich. Der kleine Timm verkauft dem Baron sein ansteckendes Lachen, dieser lässt ihn dafür jede auch noch so abstruse Wette gewinnen. Bald wird Timm zum Ziehsohn und Alleinerben des Barons und damit zum reichsten Jungen der Welt – sein Gesicht kann er aber höchstens zu einer grinsenden Fratze verziehen. Mit Hilfe guter Freunde und einer abschliessenden Wette bekommt Timm am Ende sein Lachen zurück und gibt all seine Aktienpakete und Beteiligungen zugunsten eines Lebens als armer Puppenspieler auf. «Aber was ich besitze, ist in den letzten Jahren für mich höher im Wert gestiegen als jede beliebige Aktie der Welt», sagt Timm und lässt sein Lachen kullern.

Poetische Gerechtigkeit und pädagogische Hoffnung

Dass Reichtum des Teufels ist, wird bei James Krüss vielleicht am konsequentesten dargestellt. In der Kinderliteratur begegnet uns die Gegenüberstellung von ökonomischem Reichtum gepaart mit emotionaler Armut auf der einen Seite und Armut und Freundschaft, Liebe und tiefe Gefühle auf der anderen Seite immer wieder. Eine Dichotomie, die womöglich einem Wunschdenken, jedoch kaum der Realität entspricht: Forschungen zeigen, dass zwar immer mehr Geld nicht immer glücklicher macht, Leute mit Geld aber glücklicher sind als jene ohne. Reich lebt es sich unbeschwerter. Die Probleme aber, die auf Familien mit wenig Geld lasten, kriegen auch Kinder mit. «Arm, dafür glücklich» – das stimmt leider oftmals nicht, auch wenn man es sich gerne einreden möchte.

Die Darstellung der Armut in der Kinder- und Jugendliteratur hat sich seit den Siebzigerjahren verändert. Vor Problemen, die diese mit sich bringt, werden die Augen nicht mehr verschlossen. Sobald es aber um Menschen mit Geld



FILMBILD AUS: ANDREAS DRESEN (REGIE): TIMM THALER ODER DAS VERKAUFTE LACHEN, DEUTSCHLAND 2017.

Timm Thaler verfällt den Verlockungen des grossen Geldes. Doch bald wird er erfahren, dass Baron Lefuet genauso teuflisch böse wie steinreich ist.

geht, greift in den meisten Fällen noch das alte Muster: Reiche sind oberflächlich und nicht zu tiefen Gefühlen fähig. Diese Strukturierung der Welt entspricht einer poetischen Gerechtigkeit. Wer schon viel hat, soll und darf nicht auch noch in allen anderen Bereichen zu den GewinnerInnen zählen. Die Identifikation mit den Aussenseitern und Habenichtsen wird hingegen belohnt – sie kommen am Ende besser weg als die Millionäre.

Kinder- und Jugendbücher sind sogar in einer weitgehend kapitalistisch orientierten Welt der Hort anderer Werte: Solidarität mit den Schwächeren der Gesellschaft wird hier höher gewichtet als die Jagd nach Konsumgütern. In jugendliterarischen Texten steckt nicht selten die pädagogische Hoffnung, die zukünftigen Erwachsenen mögen die Welt ein wenig gerechter gestalten als es die heutigen tun. Dass die Reichen dabei nicht gut wegkommen, mag auch mit der Vermutung zusammenhängen, dass Reichtum nicht von Nichts kommen könne: Wenn jemand viel Geld anhäuft, muss dies auf Kosten anderer geschehen. Ein klarer Widerspruch zu sozialen Werten wie Gerechtigkeit und Solidarität.

Dabei wird der Reichtum in der Kinder- und Jugendliteratur, wie auch in der Gesellschaft allgemein, mit einer Mischung aus Faszination und Abscheu betrachtet. David Walliams, der in seinen humoristisch überzogenen Kinderbüchern immer mit diesen zwei Gefühlen spielt, zählt in «Billionen Boy» erst genüsslich all die materiellen Vorzüge auf, unter denen der Junge Joe aufwächst: «In jedem Zimmer des Hauses einen 100-Zoll-Plasma-High-Definition-Flachbildfernseher», «eine Formel-Eins-Rennstrecke im hinteren Teil des Gartens», «eine unterirdische Bowlinganlage mit zehn Bahnen», «100 000 Pfund Taschengeld pro Woche» und was der Dekadenz mehr ist. Doch trotz all dieser Dinge ist Joe unglücklich: Weder hat er FreundInnen, noch nimmt sich sein Vater je wirklich Zeit für ihn. Damit sind wir bei einem typischen Motiv in den Texten: Kindliche und jugendliche ProtagonistInnen sind nicht selbst für ihren Reichtum verantwortlich. Sie sind die Kinder reicher Eltern. In der Konsequenz

werden nur die Eltern als geldgierig und herzlos dargestellt, die Kinder aber als Opfer. Während diese Eltern materiellen Reichtum der Zeit mit den Kinder, aber auch der eigenen seelischen Gesundheit vorziehen, übernehmen die Kinder diese Haltung nicht. Sie können sich mit den Werten der Eltern in keiner Weise identifizieren, ja, leiden darunter. Durch die materiellen Zuwendungen fühlen sie sich abgespiesen und hoffen vergeblich auf Aufmerksamkeit emotionaler Art. Einen «riesigen, hässlichen, millionenteuren Steinklotz» nennt Caitlin in «Wir beide wussten, es war was passiert» das Haus der eigenen Familie. Maik Klingenberg, der Ich-Erzähler in Wolfgang Herrndorfs «Tschick» beschreibt in einem Aufsatz verachtend die Alkoholsucht seiner Mutter, die vor den Freundinnen im Tennisclub den Entzug als Aufenthalt in einer Beauty-Farm kaschiert und sagt über seine Eltern: «Irgendwann kam ich zu dem Schluss, dass sie sich gerne anschrien. Dass sie gerne unglücklich waren.»

Differenzierte Charaktere – auch bei Reichen

Kommt die Ablehnung des Lebensstils der Eltern daher, dass die Jugendlichen, wie Maik, dessen Schattenseite kennen? Fühlen sie sich in Konkurrenz zu den materiellen Gütern, die den Eltern wichtiger zu sein scheinen als sie? Oder wird einem Kind grundsätzlich nicht zugetraut, Freude an materiellen Gütern zu empfinden, sieht man es – einem romantischen Kindheitsideal entsprechend – näher an der Natur, reineren Herzens, mit einem Gerechtigkeitsempfinden, das sogar so weit geht, dass der Lebensstil der Eltern oder in der Konsequenz die Eltern selbst abgelehnt werden? Könnten nicht auch reiche Eltern ein gutes Verhältnis zu ihren Kindern leben, und könnten nicht auch Kinder und Jugendliche ganz gut damit zurechtkommen, reich aufzuwachsen?

So wie Henriette und Nele zum Beispiel, Mutter und Tochter in Gernot Grickschs «Ghetto Bitch». Henriette hat – trotz Studium – noch nie gearbeitet und verbringt ihr Leben als Gattin eines vermeintlich erfolgreichen Architekten



Maiks Vater verschwindet in «Tschick» mit seiner Assistentin, die Mutter ist in der Entzugsklinik. Da ist auch eine Villa mit Pool ein schwacher Trost.

zwischen Lachsbrötchen-Brunchs und Teenie-Abholdiensten im SUV. Dabei hat sie ein sehr gutes, entspanntes Verhältnis zu ihrer Tochter, die viele FreundInnen hat. Als die Familie nach dem Tod des Vaters, der einen Berg Schulden hinterlässt, in den sozialen Brennpunkt umziehen muss, ist es Henriette, die die Familie am Laufen hält, auch wenn sie – mangels Arbeitserfahrung – auf dem Stellenmarkt gerade noch als «ungelernte Hilfskraft» eingestuft wird. Gricksch lässt in seinem Roman die zwei Lebensrealitäten des Hamburger Villenviertels Poppenbüttel und der Hochhaussiedlung Steilshoop aufeinanderprallen. Dabei setzt er humorvolle Konfrontationen durchaus als Stilmittel ein, verfällt aber nicht der Versuchung, das eine oder andere zu romantisieren: Hier wie dort gibt es Schläger und Mobber, aber auch grossherzige Menschen, die sich um andere kümmern. Auch vor den Problemen, die die Armut mit sich bringt, verschliesst er nicht die Augen. Nele findet in der neuen Nachbarschaft nicht plötzlich Innigkeit und Liebe, während vorher Oberflächlichkeit und Kälte vorherrschten. In Steilshoop gibt es Gang-Kriminalität, eine Freundin wird zwangsverheiratet. Timo findet zwar endlich Freunde, die er in Poppenbüttel nicht hatte – gerät aber beim ersten Versuch an die Falschen. Und Neles alte Poppenbüttler FreundInnen werden zwar als schrecklich ignorant geschildert, was die Lebensrealität im «Ghetto» angeht – sie kommen damit schlicht nie in Kontakt –, gleichzeitig ist ihnen Nele wichtig und das lassen sie sie auch spüren.

Auch «Elanus», der neuste Thriller von Ursula Poznanski lässt die bekannten Klischees nicht gelten. Die reichen StudentInnen an der Elite-Uni wohnen in piekfeinen Unterkünften. Geschickt wird der Verdacht der LeserInnen so gelenkt, dass – aufgrund bekannter Muster aus anderen Texten – davon ausgegangen werden muss, dass russische Superreiche hinter den kriminellen Machenschaften an der Uni stecken. Dass aber Vorurteile über Reiche genauso engstirnig sind wie über alle anderen, wird schon früh angedeutet. Als Hauptprotagonist Jona nämlich enttäuscht

auf die Tatsache reagiert, dass seine Freundin Marlene «zu den Reichen» gehört, kontert sie: «Zieh keine voreiligen Schlüsse – du bist nicht der einzige Clevere unter den Reichen!», und erklärt, wieso sie nie von ihrem Hintergrund erzählt hat: «Weil dann jeder denkt, ich hätte mehr Geld als Hirn.» Und tatsächlich: Am Ende stellt sich heraus, dass für einmal nicht die Reichen die Bösen waren – im Gegenteil.

Ein Hohelied auf den Reichtum wird es in der Kinder- und Jugendliteratur auch in Zukunft kaum geben – zurecht. Schwarzweiss-Malerei ist aber nicht mehr zeitgemäss. Auch Charaktere, die mit dem Mangel «reich» behaftet sind, dürfen differenziert betrachtet werden.

LITERATUR

DAVID WALLIAMS

Billionen Boy

Mit Illustrationen von Tony Ross.

Aus dem Englischen von Dorothee Haentjes.

Berlin: Aufbau 2012. 245 S., vergriffen.

GERNOT GRICKSCH

Ghetto Bitch

Hamburg: Dressler 2016. 320 S., Fr. 21.90

STEVEN HERRICK

Wir beide wussten, es war was passiert

Aus dem australischen Englisch von Uwe-Michael Gutzschhahn.

Stuttgart: Thienemann 2016. 208 S., Fr. 21.90

WOLFGANG HERRNDORF

Tschick

Berlin: Rowohlt 2010. 256 S., Fr. 23.90 (TB: Rowohlt Rotfuchs; Fr. 12.90)

URSULA POZNANSKI

Elanus

Bindlach: Loewe 2016. 416 S., Fr. 21.90

JAMES KRÜSS

Timm Thaler oder Das verkaufte Lachen

Hamburg: Oetinger 2006 (EA: 1962). 255 S., Fr. 18.00

Aktuelle Verfilmung: Andreas Dresen (Regie). Deutschland 2017.